

Predigt am Buß- und Bettag, 18. November 2020 in Buch am Wald und Gastenfelden

Liebe Schwestern und Brüder,

in der vorigen Woche stellte ich einer muslimischen Freundin in der Türkei eine Frage, die mich sehr beschäftigt: Was will Gott uns mit dieser Pandemie sagen?

Aysun, Professorin in Mersin im Südosten der Türkei, antwortete sogleich. Ich lese meine ein wenig holprige Übersetzung ihrer Antwort: „Was will Gott uns mit dieser Pandemie sagen? Das ist eine Frage, die man immer stellen muss ... Trotz der ganzen Technologie, trotz des modernen Lebens, trotz meiner Jugend bin ich ein schwaches Wesen. Es ist nötig, dass ich bescheiden und dankbar bin – dankbar, weil ich vielleicht in kurzer Zeit mein Familienglück, Speise und Trank nicht mehr finden werde. Wir haben gesehen, wie zerbrechlich der gegenwärtige Wohlstand ist – heute ist er da, morgen vielleicht nicht mehr.“

„Es ist nötig, dass ich bescheiden und dankbar bin.“ – Ich merkte: Ich kann als Christ nichts anderes sagen und ich begann zu suchen in meiner Bibel. Im ältesten Teil des Neuen Testaments fand ich, was ich suchte. Der Apostel Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Christen in Saloniki:

*„Seid allezeit fröhlich,
betet ohne Unterlass,
seid dankbar in allen Dingen;
denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch.“*

(1. Thessalonicher 5,16-18)

„Seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes.“, sagt Paulus.

Heute ist Bußtag, der Tag an dem wir Protestanten uns Rechenschaft geben – oder: uns Rechenschaft geben sollten: Wo sind wir dem Willen Gottes nicht gefolgt? Wo waren wir ungehorsam? Wo undankbar? Daraus, dass ihr zu diesem Gottesdienst gekommen seid, schließe ich, dass ihr euch diese Fragen stellen wollt. Freilich: Die Antwort muss jeder und jede für sich selbst geben. Von eurer persönlichen Undankbarkeit weiß ich nichts. Und wenn ich von euren privaten Sünden etwas wüsste, dann müsste ich unter allen Umständen davon schweigen. Ludwig Thoma sagt einmal: „Der Pfarrer soll die Predigt halten und das Maul.“ Nur von den öffentlichen Sünden unseres Landes darf ich sprechen. Davon muss ich sprechen, wenn die Sache mir klar ist.

Doch lasst uns heute bei dem bleiben, was Aysun aus Mersin geschrieben hat: „Es ist nötig, dass ich bescheiden und dankbar bin.“ Umgekehrt heißt das: Lasst uns Rechenschaft geben über unsere persönliche Undankbarkeit. Und weil ich von eurer Undankbarkeit nichts weiß, deshalb muss ich von meiner eigenen Undankbarkeit sprechen. Ich will es tun mit drei kleinen Geschichten aus diesem Corona-Jahr 2020. Vielleicht findet sich der eine oder die andere in diesen Geschichten wieder.

Es fing an im März. Am 1. März hielt ich Gottesdienst in Gastenfelden. Da dachte ich noch: „So schlimm wird es wohl nicht werden.“ 14 Tage später ahnte ich dann, dass etwas Schlimmes auf uns zukommt. Die Kontaktbeschränkungen begannen. Offene Angst hatte ich nicht. Aber ich wurde nervös. „Wie wird das werden?“, fragte ich mich. „Werden die Verkäuferinnen in den Läden

durchhalten? Werden die Bauern, die Bäcker, die Metzger, die Molkereien weiterarbeiten? Werden die Lastwagenfahrer täglich Nachschub bringen?“ Viel gehamstert habe ich Gott sei Dank nicht. Aber ich habe in der Speisekammer nachgeschaut, wie lange meine Vorräte reichen würden. Ein paar Pakete Nudeln mehr als sonst habe auch ich gekauft, ein paar Laibe Brot eingefroren.

Beim Einkaufen spürte ich auf einmal eine große Dankbarkeit: Während ich zuhause saß, während ich meine Arbeit mit Hilfe meiner Bücher und meines Computers erledigte, arbeiteten andere jeden Tag in der Öffentlichkeit, um uns zu versorgen. Ich hatte als Konfirmand meinen Katechismus gelernt und nicht wieder vergessen, auch dies, dass Gott mich „mit allem, was nottut für Leib und Leben reichlich und täglich versorgt“. Auf einmal wurde mir jetzt klar: Gott gebraucht ja Menschen, um mich zu versorgen. Viele von ihnen tragen jeden Tag acht Stunden und mehr eine Maske auf dem Gesicht, damit ich einkaufen kann.

Ich verstand, wie gedankenlos ich vorher gewesen war. Da arbeiteten Menschen für mein Brot, mein Gemüse, meinen Käse, mein Bier. Viele Stunden mussten sie stehen. Und ich will mich schon hinsetzen, wenn ich einmal anderthalb Stunden Gottesdienst gehalten habe. Vor allem: Sie hatten Kontakt zu vielen Leuten, während ich recht zurückgezogen lebte. Man kann es nicht anders sagen: Ich hatte das alles als selbstverständlich hingegenommen. So etwas nennt man auf Deutsch: undankbar.

Die zweite Geschichte. Seit dem 22. März waren alle Gottesdienste verboten. Der Karfreitag kam, der Ostersonntag. Wir saßen zuhause. Nur einmal in 50 Jahren hatte ich an diesen Tagen den Gottesdienst versäumt, als meine Frau so krank war, dass ich sie nicht allein lassen wollte. Am 10. Mai wurden wieder die ersten öffentlichen Gottesdienste gehalten. In Buch und Gastenfelden hatte ich Dienst. Bei der Begrüßung sagte ich: „Seit dem Dreißigjährigen Krieg hat unsere lutherische Kirche in Deutschland ihre Gottesdienste niemals so lange unterbrochen.“ Als ich das sagte, kamen mir die Tränen. Ich wusste erst nicht, warum. Dann wurde mir klar, wie weh mir diese Unterbrechung getan hatte, wie sehr ich unsere Gottesdienste vermisst hatte.

Seit ich Vikar wurde, 1980, habe ich ungezählte Gottesdienste gehalten, oft drei und vier an einem Wochenende. Ich habe es gern getan, habe fast immer gerne gepredigt, die meisten Predigten aufgeschrieben und abgeheftet. Die erste Gemeinde, in der ich selbständiger Pfarrer war, wollte ich überzeugen, dass wenigstens alle drei Wochen Abendmahl gefeiert werden sollte. Die Leute sind mir gefolgt.

Inzwischen war mir das alles selbstverständlich geworden: Der Gottesdienst steht im Kalender, ich stehe früh auf, fahre zur Kirche. Ob es knallheiß ist oder der Schnee 20 Zentimeter hoch liegt, immer sind Leute da, singen mit, beten mit, hören geduldig meine Predigt an. Wenn ich keinen Dienst habe, sind andere Pfarrer oder Pfarrerinnen eingeteilt oder ein Lektor, eine Lektorin. – Ich dachte, es würde immer so weitergehen: Advent, Weihnachten, Ostern, Konfirmation, Pfingsten, Kirchweih, Totensonntag – und wieder von vorn.

Aber es ist nicht immer so weitergegangen. Auf einmal war Schluss. Das Rad drehte sich nicht mehr. Gottes Wort, das doch scheinbar immer da war, wurde auf einmal knapp. Der Lobgesang der Christen auf Erden verstummte. Nur da und dort erklang noch ein Lied. Gebete gab es nur noch im stillen Kämmerlein.

Da verstand ich erst wieder, wie viel mir das bedeutet, dass ich meinen Glauben nicht allein leben muss, dass Menschen sich versammeln zum Gottesdienst, dass Christen da sind, die meinen Dienst

annehmen, gemeinsam beten und singen wollen – und dass drumherum Leute sind, die Orgel spielen, die Kirche heizen, die Kerzen anzünden, im Chor singen, im Posaunenchor musizieren. Nochmals verstand ich, wie undankbar ich gewesen war. Jetzt wusste ich auf einmal: Ich muss nicht in die Kirche gehen. Ich darf.

Die dritte Geschichte: Im Juni durften die Zahnärzte wieder alle Patienten behandeln, nicht nur solche Leute, die es vor Schmerzen nicht mehr aushielten. Auch ich ging zur Kontrolle zu meiner Zahnärztin. Sie fand nichts. Aber mir wurde klar, wie selbstverständlich es für mich gewesen war, dass Ärzte und Ärztinnen für mich da waren, wann immer ich sie brauchte. Auf meinen Reisen in die Türkei oder nach Iran war ich immer froh, wenn mir nichts weiter wehtat. Im Notfall wäre ich natürlich auch dort behandelt worden, sehr gut sogar. Aber ich wusste: Es gibt Gegenden in dieser Welt, wo man besser nicht krank wird, wo man weit und breit keine ärztliche Hilfe findet.

Der Kinderarzt, der meine Kinder behandelt hat, als sie klein waren, hat uns manchmal von seiner Zeit als Missionsarzt in Afrika erzählt – in Kamerun, glaube ich. Als er einmal schreckliches Zahnweh bekam, fuhr er zweieinhalb Tage mit dem Kanu zum nächsten Zahnarzt. Nun lagen Schwerkranke in Bergamo und in Mailand und in den Krankenhäusern war kein Platz mehr für sie. In Deutschland musste niemand mit dem Kanu zum Zahnarzt fahren und in den Krankenhäusern wurden auch weiterhin alle behandelt, die es nötig hatten. Nun hoffen wir alle, dass es so bleibt.

Welch unverdientes Glück war das, dass es Krankenhäuser gab, dass ich ein Leben lang immer Ärzte und Ärztinnen, Zahnärzte und Zahnärztinnen gefunden habe, denen ich vertrauen konnte – nicht nur für mich, auch für meine Frau und meine Kinder. Und wie wenig dankbar war ich gewesen für dieses Glück.

Meine drei kleinen Geschichten sind zu Ende. Ich erkenne meine Undankbarkeit und ich höre noch einmal auf die Stimme aus Mersin: „Es ist nötig, dass ich bescheiden und dankbar bin.“

Und dann höre ich auf den Apostel Paulus:

*„Seid allezeit fröhlich.
Betet ohne Unterlass,
seid dankbar in allen Dingen,
denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch.“*

Jeder und jede von euch weiß, wie es mit seiner, mit ihrer Dankbarkeit steht. Aber es gibt, auch wenn wir undankbar waren, noch ein Glück für uns: *„Wenn jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, der gerecht ist. Und er selbst ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt.“* (1. Johannesbrief 2,1-2)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

Amen